

(Nachdruck verboten.)

15]

Der Kuppelhof.

Roman von Alfred Döck.

„Dreihundert Mark?“ haschte Henner auf, der bis dahin nur mit halbem Ohr zugehört hatte. „Lust Du Dich net verschließen?“

„Nee,“ sagte sie, „dreihundert Mark sein's, ich weiß es genau.“

„Wo hast Du die dann hingetan?“

„Ei, in meine Kist.“

Dreihundert Mark, überlegte er, das hätte er ihr gar nicht angetraut. Schade, daß er das jetzt erst erfuhr, wo er auf dem Sprung stand. Sacht, sacht! Die Dine war stockdumm. Möglicherweise gelang's, ihr das Geld abzuluchsen. Der Zug von der Aderbersteigerung in seiner Heimat hatte ihn beim Dohheimer nicht zum Ziel geführt, vielleicht hatte er bei der Dine mehr Glück damit.

Er schmazte sie noch einmal tüchtig ab, dann sagte er: „Dinche, 's wird Zeit. Ich hab einen weiten Weg. Ich mach die Nacht noch nach Bellersheim.“

„Was is dann passiert?“ fragte sie betroffen.

„Morn werden Nader bei uns verstrichen. Da streich ich mit. Wie ich hau das dem Bauer auseinanderlegen tat, wird he saugrob. He meint, ich hätt's lang gut bei ihm, er ließ mich net weg. Ich sagt, man will doch auch emal sein eigener Herr werden. Dadrüber sein wir hintereinander kommen. Nu gehn ich fort.“

„Herr Jesses im Himmel, Du gehst fort?“ stieß sie zu Tod erschrocken heraus.

„Sei doch gescheit,“ beruhigte er sie. „Es paßt's ja wunderschön. Wann's glückt, krieg ich mein Eigengut. Ein wink Geld hab ich parat. 's reicht zwar noch net, aber ich sein mit dem Edelschild gut befannt. Der lehnt mir zwei, dreihundert Mark. He stellt mir auch das Vieh in Stall. Wann alles hübsch in der Reih is, dernachert laß ich Dich kommen.“

Sie war ganz verwirrt. Der Henner ging fort. Warum hatte er ihr das nicht früher gesagt? Ja, wann hätt' er ihr's sagen sollen? 's war kaum eine Stund her, daß sie sich gefunden hatten. Sollte sie flennen, oder sollte sie juchzen? Der Abschied tat weh, aber man würde sich wiedersehen. Der Henner war ein Mordsterk. Was der sich vornahm, führte er durch. Und Bellersheim lag nicht am Ende der Welt. Er konnte gleich Nachricht schicken. Wahrhaftig, es paßte wunderschön. Wenn's gut ging, würden sie schon in ein paar Wochen Hochzeit machen.

„Was brauchst Du dann den Edelschild?“ sagte sie vom Gefühl des Glücks überwältigt. „Ich hab ja Geld.“

„Ich will Dein Geld net,“ lehnte er ab.

„Ei, Du Dickkopf,“ rief sie übermütig, „Du wirst doch dem Judd nen Newach“) net gunnen.“

„Net gern,“ gab er zu, „aber was is da zu machen? Ich muß das Geld beim Verstrich morn haben.“

Sie lachte hell auf.

„Seist Du denn ganz bernagelt? Ich schaff Dir's gleich. Wir gehn es zusammen bis zum Projekbedche. Da wartst Du auf mich. Ich spring schwind heim und hol das Geld.“

„Nee, nee,“ sträubte er sich.

„Sei doch net absch.“

„Nee.“

„Du mir's zulieb, ich bitt Dich drum.“

„No meinetwegen,“ willigte er endlich ein.

Sie war herzlich froh, seinen Widerstand besiegt zu haben. Als bald brachen sie auf. Sie hatten Mühe, auf dem rechten Weg zu bleiben, so dunkel war's. Nur über dem Festplatz lag ein rötlicher Schein. Deutlich vernehmbar drangen die Klänge der Tanzmusik herüber.

Am Projekbedchen trennten sie sich. Sie eilte davon, während er sich auf einen Grenzstein niederließ und seine Pfeife anzündete.

*) Gewinn.

„Bei all dem Schlamassel noch ein bißchen Glück,“ sprach er bei sich.

Außer den achtundzwanzig Mark, die ihm der Dohheimer eingehändigt hatte, besaß er nichts. Datum waren ihm die dreihundert Mark von der Dine sehr willkommen. Bei Tagesanbruch hoffte er in Grünberg zu sein. Dort wollte er den Frühzug benutzen, der abwärts über Frankfurt ins Rheinische ging. Ein Schulkamerad von ihm schaffte in Oberringelheim. Der hatte einmal geschrieben, drunten sei ein fideles Leben. Zum Frühstück und zum Vesperbrot bekämen die Arbeitsleute Wein. Und erst die Mädchen. So was gab's nicht mehr auf der Welt. Donnerkiel! Da war er am Platz. Und die Dine? Die mußte halt Lehrgeld zahlen. Ein zweites Mal würde sie vorsichtiger sein. Vielleicht. Vielleicht auch nicht, denn sie war dümmere, als die Polizei erlaubte. Er war gar nicht in die Lage gekommen, die dreihundert Mark von ihr zu verlangen, sie hatte sie ihm geradezu aufgedrungen. 's war zum Pläken.

Nach einer guten Viertelstunde kam sie atemlos an und übergab ihm einen Strumpf voll Geld.

„Nachzählen kann ich's net in dere Dunkelung,“ sagte er. „'s sein doch dreihundert Mark?“

„Bei Heller und Penning,“ versicherte sie.

Er machte sich daran, die Taler, die Mark- und Fünfpfennigstücke in seinen Hosentaschen unterzubringen. Diese schwallen mächtig an.

Darauf schied er sie mit Kuß und Händedruck.

Langsam schritt sie ins Dorf zurück. Eine Kräftigkeit spürte sie in sich, daß all ihre Muskeln sich spannten. Arbeiten war das Beste auf der Welt, gewiß. Aber immer und ewig für fremde Leute schängen, war doch ein trauriges Geschäft. Künftig würde das anders werden. Und der Henner sollte seine Freude an ihr haben, der liebe Kerl! Ach Gottchen, daß ihre Eltern das nicht mehr erlebten! Heute nacht war der Himmel mit Wolken verhängt. Morgen in aller Frühe würden sie droben hinter den großen, glitzernden Scheiben sitzen und auf das Glück ihres Kindes hernieder schauen. So wohl war ihr wie nie zuvor, und leise hob sie zu singen an:

„Daß du mein Schätze bist,
Daß du es weißt,
Daß du kein andern liebst,
Bis ich dich's heiß.“

12.

Glock vier, nach ein paar Stunden stärkenden Schlafs, war der Dohheimer wieder auf den Beinen. Im Stall fand er den Hannpeter bereits am Werk, eine Last Klee auf die Rausen zu verteilen, und er lobte im stillen den Fleiß seines neuen Helfers.

„Gu Morje, Nachbar!“ bot er ihm freundlich die Zeit. Der Hannpeter drehte sich um.

„Gu Morje!“

„Das war ein hübsch Wetterchen die Nacht.“

„Das will ich meinen. Hast Du's schon gehört?“

„Was dann?“

„Beim Dappersluis hat der Sturm die neu Schener zusammengeschmissen.“

Der Bauer tat einen Schritt zurück.

„Donner aber auch!“

„Wahrheins hat sich der Wind da gefangen.“

„Das is möglich,“ sagte der Dohheimer. „Du kannst mir's glauben, ich in meiner Stub hab auch ein paar Mal gedenkt, das Gebälk tät auf mich brechen.“

Der Hannpeter kam näher.

„Dabberlababb! Dein Haus hält sein Mann aus. Aber mein Gelerr. Da muß man sich wundern, daß nix passiert is.“

„Wie uns' Herrgott will,“ sprach der Bauer. „Ich gehn es risch emal aufs Feld und guck, wie's aussieht. Ich sein schwind wieder da.“

„Wo das Wasserspiel so recht drauf geplatscht is, sein die Salm zerknickt,“ gab der Hannpeter seiner Ueberzeugung Ausdruck.

Mit einem „gu Morje beisammen!“ trat die Dine in den Stall und machte sich ans Melkgeschäft.

Der Hannpeter begleitete den Dohheimer auf den Hof hinaus und erstattete ihm über die Unterhandlung Bericht, die er seinem Auftrag gemäß mit dem Zacharias Allendörfer gepflogen hatte. Danach erklärte sich dieser bereit, sein Gut dem Maß abzutreten, wofern auch der Herz seinen Besitz der Mariann überlasse. Art und Weise der beiderseitigen Uebergabe sollten heute nachmittag Gegenstand besonderer Beratung bilden, und zwar im Beisein des Bürgermeisters, der gestern abend bereits von allem verständigt worden war und sein Erscheinen zugesagt hatte.

Die Promptheit, mit der der Freiersmann verfuhr, war dem Dohheimer durchaus erwünscht. Es erübrigte nur noch, die Gäste zur „Brait“ einzuladen. Der „Allerweltsbetter“ versprach auch das zu besorgen.

Während der Hannpeter in den Stall zurückkehrte, schritt der Bauer die Rohmühlsgasse entlang, schwenkte in den Engspfad ein und gelangte gleich darauf ins Freie. In der ganzen Gemarkung hatten die Wassermassen den Feldfrüchten beträchtlichen Schaden getan. Jacobi sollte die Ernte beginnen. Das waren trübe Aussichten.

Des Dohheimers Stirn legte sich in Falten. Reichliche Niederschläge waren in dieser Gegend nicht selten, aber so schlimm wie gestern Nacht hatte das Wasser seit Jahren nicht gehaust. Freilich, Wiesen und Weidelande hatten keine Not darunter gelitten.

Was predigte er denn immer? Steift Euch nicht auf den Körnerbau. Auf dem Basalt die dünne Ackerkrume brachte nur geringen Ertrag. Lage und Form der Grundstücke waren vielfach unwirtschaftlich. Hierorts bestand noch der alte Flurzwang. Danach mußte die Bestellung der Acker zu gleicher Zeit und mit den gleichen Früchten erfolgen. Bürgermeister und Feldgeschworene pflöckten die Wege ab, die den Fuhrwerken zugänglich waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung.

II.

Wir haben das letzte Mal die Maler der nächsten Gegenwart kennen gelernt, deren Werke im Parterregechoß hängen. Wir gehen nun gleich in das oberste Stockwerk hinaus und befinden uns in einer Zeitperiode, die uns künstlerisch fern liegt, die Zeit am Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Ein Vorraum bringt seine Sammlung guter Porträts von dem Ende des 18. Jahrhunderts. Unter ihnen ist besonders Anton Raff (1736—1813) zu nennen, dessen treffliche, sichere Charakterisierungskunst auffällt. Aber auch in der Art, wie er die Farben zusammenstimmt, zeigt er ein eigenes Sehen. Er gibt ein Porträt, das ähnlich ist und doch deutlich die Spur seiner Handschrift trägt.

Ein Gang in den nächsten Saal führt uns zu den Nazarenern. Eine andere, fremde Welt! Die Farben dunkeln. Unter einem fremden Himmelsstrich scheinen diese Maler zu leben und sich eine andere Welt der Schönheit zu erträumen. Italien ist das Land, das sie lockt. Ihn verdanken sie das glühende, tiefe Licht, ihm die ruhige Plastik der Formen, und seiner Kunst die Glut der Farben. Mit einer Inbrunst dienen diese Künstler dem fremden Schönheitsideal, als sei ihnen eine neue Welt eröffnet. Und tatsächlich war das der Fall. Wie mit neuen Augen staunten sie die neu entdeckte Welt der Antike, die in Italien bewahrt war, an und gaben sich mit ganzem Enthusiasmus rückhaltlos dem edlen Fluß der Linien, der Fülle der Formen hin, wie sie ihnen in italienischer Kunst, italienischem Leben entgegentrat. So fern uns diese Welt gerückt ist, den Schnorr, Beit, Oberbed bedeutet sie eine neue Welt und die Ehrlichkeit ihrer Ueberzeugung spüren wir noch jetzt vor ihren Werken. Wollen wir aber Besseres von diesen Künstlern sehen, so müssen wir ihre Porträts betrachten, die mit großer Sachlichkeit, mit tiefem Eifer gemalt sind.

Es beginnt nun die Reihe der Kabinette, in denen als feste Zentren einer einheimischen Malkultur Oesterreich und Hamburg sich peäsentieren. Diese beiden Richtungen wird man sich künstlich merken müssen.

Die Ueberleitung bildet ein Kabinett Jos. Anton Koch (1768 bis 1839), der in seinen Landschaften so pathetisch wirkt und das klassische Ideal der großen heroischen Landschaft auf die Tiroler Gegend überträgt. Er baut aus Bergen, Bächen, Welt eine großartige Szenerie, der man anmerkt, daß sie empfunden, nicht erdacht, gesehen und nicht erkünstelt ist. Koch hatte ein sicheres Auge, eine feste, berbe Hand. Das zeigen seine Porträts, von denen hier eine ganze Reihe zu sehen sind, die man sonst selten in Rechnung zieht, wenn man Kochs Bedeutung abschätzt. Man

sieht, wie viel Kraft in diesem Künstler steckte. Auch die Bilder Hummels (1769—1852) sind zu beachten, die mit resoluter Kraft ein Stück Wirklichkeit, meist aus Berlin entnommen, hinstellen. In den Interieurs, belebt mit Personen, ist viel intime Beobachtung. Außerordentliche Frische der Beobachtung zeichnet das Familienbildnis von R. Wegas (1794—1854) aus. Auch von M. von Rohden (1778—1868) sehen wir sehr frische, unbefangene Landschaften voller Leben im Detail, voll farbiger Anschauung. Es ist, als wäre die braune Sauce der Italiener nicht bis hierher vorgebrungen. Und gerade das ist das wichtige, das wir dieser unmittelbaren Lehre entnehmen, daß unbefangene Künstler in dieser Zeit allenthalben der Natur treulich und sich nicht von der Schablone unterliegen ließen. Sie haben unentwegt so gemalt, wie sie sahen. Sie haben nichts vortäuschen wollen. Ja, nur so lange sie so blieben, einfach, schlicht und ehrlich, waren sie kräftig. Wie man es bei J. Hübner (1806—82) sieht, der in seiner Jugend so frisch malte, daß wir noch jetzt uns daran freuen. Die Ausstellung bringt gerade Werke dieser Zeit. Später malte er Schablonenhaft, falt, und die Natur, deren Reize er so unbefangenen wiedergegeben, entwich aus seinem Werk. Seine Farben wurden nüchtern, hart.

Als Komplex tritt Hamburg auf. Hier hat zu Anfang des Jahrhunderts eine Malergeneration gewirkt, der tief die Achtung vor der Natur im Blute steckte. Wir sehen die Wirklichkeit mit resoluten Augen an. Ihre Technik ist derb, groß, sicher. Fast meint man, kräftige Seelust zu atmen. Die Farben stehen groß und wichtig. Keine süßliche Schönfärberei verdirbt das gesehene Bild in der Natur. Es wird so hingeseht, wie es der Maler sah. Rückwärtsloses Sich-Durchsetzen spüren wir in diesen Bildern, die zu einer Zeit entstanden, als in Rom die Nazarener ihrem schwindjüchtigen Ideal nachjagten. Hier hatten sie Form und Größe und eindringliche Farben, direkt aus der Natur genommen und nicht schwächlich aus den Werken der Alten exzerpiert. Diese Sammlung ist von Lichtwart, dem Direktor der Hamburger Kunsthalle, zusammengebracht worden. Er hat diese Künstler eigentlich erst wieder entdeckt, die nun in der modernen Kunstgeschichte bleiben werden. Es gehörte Mut dazu, die einheimischen Künstler so in den Vordergrund zu rücken, während sonst die Galerieleitungen gern die nach ausländischem Rezept malenden Künstler, seien es nun, wie früher, Italienmaler, oder auf französische Autorität schwörende Künstler, bevorzugen und den trefflicheren kritischen Blick für das wirklich Bedeutende vermissen lassen. Lichtwart gibt damit ein gutes Beispiel.

Unter den Hamburgern ragt einer heraus, der mit zahlreichen, kleinen Bildern vertreten ist. Friedrich Wasmann (1805—1886). Er ist ein feiner graziöser Stilist. Er hat viel Sinn für schmeichelnde Farben. Man hält ihn gar nicht für hamburgisch, die anderen sind viel robuster. Wie er einen Kopf malt, so ins Detail, und doch so groß, so charakteristisch und doch so feinfarbig, das läßt eine ganz eigene Anschauung erkennen. Er hat so viel Formsin, zugleich so viel Farbengeschmack. Er hat eine Leichtigkeit und Delicatesse in der Behandlung der Sujets, die er immer mit eigenem Geschmack wählt, ganz unpräntentiös, klein, die eine feste Sicherheit erhalten durch die Gründlichkeit, Zuverlässigkeit der Behandlung. Die Sammlung der Wasmannschen Bilder ist durch den Maler Grönbold in Berlin der Nachwelt erhalten worden, dem das Verdienst gebührt, auf diesen Künstler aufmerksam gemacht zu haben. Wasmann lebte lange in Tirol und interessant ist der Niederschlag der Farbigeit der Gebirgsluft in seinen Bildern. Er hat tiefe Empfindung, die ihn jedes Ding lange und mit besonderer Feinfühligkeit anschauen läßt. Er holt mehr heraus, als der Moment gibt. Auf diese Weise hält er sich frei von Nachahmung. Er bleibt der Natur treu und steht da immer neue Wunder. Damit bereichert er zugleich das technische Vermögen, denn er gibt unbefangenen wieder, wie er es sieht, so daß er oft zu Farbenzusammenstellungen kommt, die uns unmittelbar modern ansprechen.

Dieser Künstler ist aber nicht der einzige. Da sehen wir von Rutzs große und zugleich intime Landschaften, da ist Morgenstern mit kleineren Naturausschnitten; Strand und Wald sind auf ihre malerischen Reize hin angesehen. Wir begegnen außerordentlich kräftigen Porträts von Runge (1777—1810). Eine ungeheure, selbstbewusste, echt hamburgische Verbheit lebt darin. Frühflorentinische Einflüsse machen sich bemerkbar. Manchmal schreibt Runge solch ein großes Kinderbild so groß und fest hin, wie etwa die Schule von Bologna seinerzeit malte. Große, einheitliche Farbfächen, ein derbes Grün vorherrschend. Die Charakteristik von äußerster Naturwahrheit. So bliden diese Menschen aus den Bildern, als ständen sie noch jetzt lebhaft vor uns. Wie malerischkräftig ist diese Natur ins Bild übertragen! Zuweilen zeigt sich dann in kleineren Entwürfen Runges eine träumende, spielende Phantastik. Quirlanden schlängen sich, Putten spielen herum; auch hier merkt man die Lehemeisterin Natur noch. Helle Töne unterstützen den leichten, freien Eindruck.

Neben Runge steht OIdach (1804—1830), ein Maler, der trotz seiner Jugend außerordentlich kräftige, selbständige Bildnisse malte.

Dann finden wir noch eine Reihe kleinerer Interieurs und Landschaften, die gewissermaßen das Lokalfolorit zu diesen Schöpfungen geben. Hamburg, die Stadt, der Hafen, die Umgebung, alles mit Frische und Temperament gesehen, so daß unwillkürlich die Luft dieser Stadt mit hineingebracht ist. Von Tischbein

(1791—1821) sind besonders die kräftigen, vollen Stillleben zu erwähnen, die auch im Arrangement große Freiheit und Berührung mit moderner Auffassung zeigen.

Dieses ganze Hamburger Künstlergeschlecht wurzelt fest im Hamburger Boden. Es hat viel Kraft und Eigenart in der deutschen Kunst gemahnt. Raum eine andere Gegend Deutschlands hebt sich so urwüchsig heraus. Liegt das nun an Lichtward, der so emsig sammelte, und können wir vielleicht in anderen Gegenden noch auf Entdeckungen rechnen? Allerdings ist ja Hamburg bevorzugt. Es ist selbständiger; fremder Einfluß dringt nicht so hierher, gelehrsame Schablone, alte Vorbilder haben nicht die Geltung. Von außen her kommt frische Nahrung, Verbindung mit der Außenwelt besteht. Die Seeluft ist der Farbe, der Frische günstig. Der Norden wirkte mit erfrischender Nähe. Die Nähe Dänemarks, das zugleich eine feste, eigene und doch elegante Kultur besaß, gab Anregungen.

Die folgenden Säle sind Oesterreich gewidmet. Oesterreich, speziell Wien, das für das eigene Land sowie für Deutschland überhaupt eine eigene vorherrschende Stellung einnahm, etwa wie Paris für Frankreich. Es entwickelte sich hier eine eigene Kultur, die schon zu Anfang des vorigen Jahrhunderts so stark war, daß sie in der Kunst lange Zeit tonangebend gewesen. Es lag eine eigene Grazie darin, ein frohes, kapriziöses Farbengefühl, zugleich eine lebendige Fröhlichkeit im Erlassen, im Willen der Natur.

Oesterreich ist sehr gut vertreten. Man hat hier anscheinend mit Umsicht gesammelt und so einen guten Ueberblick über die ältere Wiener Schule ermöglicht. Wir sehen A. d. Alt (1812 bis 1905), der allerdings nur in zwei kleinen Bildern Proben seines feinen Könnens, seiner zugleich subtilen Zeichnung wie feinen Farbengefühls gibt. Reich ist Pettenkofen (1821—1889) vertreten. Auch seine Bilder sind klein. Sie sind erfüllt von warmen Tönen, die in dunklem Braun abgeschattiert sind. Meist schildert er das Leben des ungarischen Volkes, die braune Steppe bildet den Hintergrund, und malerisch bewegen sich die Kostüme in der sonnigen Luft.

An erster Stelle ist jedoch Waldmüller zu nennen (1798 bis 1865). Es ist noch nicht lange her, da konnte man diesen feinen Künstler kaum. Jetzt schätzt man ihn um so höher ein. Sein Werk ist reich. Aber immer hält er in seinen Bildern ein bescheidenes Format inne. Am schönsten entfaltet sich seine intime, graziose Kunst in kleineren Bildnissen. Leicht und fein verteilt er die Töne und gibt im Kleinen eine große Schöpfung. Es stimmt alles so vollendet zueinander, er hat einen so einheitlichen Gesamtton. Er ist einer der ersten, der hellstes Sonnenlicht fröhlich, unbefangenen zu malen versteht. Er malt die Bauern, die Dörfer, die landschaftlich freie und schöne Natur. Alles erfüllt er mit Licht und Sonne. Pridelnd zugleich und doch ruhig sind die Farben ausgestreut. Es zuckt Leben darin. Waldmüller betrachtete die Natur mit offenen, entzückten Augen, und sie schenkte ihm freigebig ihren Reichtum. Sie enthüllte ihm immer neue Wunder. Wunder des Lichts und der Farben. In diesen Wäldern läßt die sonnigste Heiterkeit. Grausoniger Dunst breitet sich zwischen den Zweigen. Schönheit umfängt diese Welt.

Diese österreichische Kultur und Kunst hat in der Malerei einen weitreichenden Einfluß gehabt. Menzel z. B. hat von ihr gelernt.

Nur schnell können wir noch die Schönheiten im ersten Geschloß andeuten.

Im ersten Corneliusaal hauptsächlich süddeutsche Kunst. Hier fallen hauptsächlich Kobell (1766—1855) und Schmitson (1830—1863) auf. Schmitson malte mit Verbe Tierbilder, breit und wichtig. Kobell ist vielseitiger. Er malt Landschaften, Porträts, Schlachtenbilder, alles mit Temperament und eigenem Witz. Würfel, Adam, Linden schmitt, Vier sind bekannt. G. May zeigt mit älteren Werken, wie viel Frische und Eigenart er besaß.

Im zweiten Corneliusaal überwiegen die Berliner. Vor allem Franz Krüger (1797—1857), der bei aller Genauigkeit doch einen Sinn für das Malerische behielt. Seinen Bildern haftet etwas Nüchtern-Berlinisches an, zugleich aber eine feste Ehrlichkeit und Kraft. Eine ganze Reihe von Schülern schließt sich ihm an. Sonst sind noch Menzel und Richter vertreten.

Es beginnt nun die Flucht der Kabinette. Menzel und Krüger beginnen. Von Krüger hauptsächlich kleinere Porträts. Von Menzel die Auslese des Feinsten, was er geschaffen, kleine, feinmalerische Werke. Landschaften, Interieurs, Porträts.

Dann folgen in Abwechslung Kollektivvertretungen einzelner Städte oder von Künstlern. Zuerst Düsseldorf, das sich damit begnügen muß, sich dem Ganzen mit wenigem einzugliedern, obgleich sein Einfluß einst so bedeutend war. Hier sind die Namen alle bekannt, Achenbach, Snaus, Gebhardt, Wautier, Bochmann. Besonders muß man die schönen Porträts von Snaus hervorheben. Sie werden seinen Ruf wieder neu festigen auch unter denen, die seiner Generekunst abhold sind.

Dresden steht gleichwertig daneben, und es zeigt sich, daß auch noch andere Städte, die nicht so viel genannt wurden, eine eigene Kunst hervorbrachten. Namentlich gefallen hier die Porträts, die sachlich und kräftig sind.

Auch Rasp. David Friedrich (1794—1889) ist geborener Dresdener. Er ist noch nicht lange entdeckt. Ein seltsames, vielseitig zugleich und tief angelegtes Talent. Er lebte zumeist in Greifswald und seine Bilder sind noch meist dort in Privatbesitz. Er ist ohne jede Schablone, malt frisch darauf los, was er sieht,

und hat oft Ansätze zu einer fähigen Phantastik. Neben ihm ist der Mecklenburger Kersting (1783—1847) zu erwähnen, der an holländischen Interieurs sich übete und danach reizvoll intime, farbig stille und feine Innenräume malte, in denen ein eigener Zauber weht.

Das folgende Kabinett zeigt einen Künstler, der uns gleichfalls nicht als so vielseitig bekannt war: Karl Blechen (1798 bis 1840). Seine Landschaften sind intim, oft so hellsonnig, daß sie noch jetzt unmittelbar uns ansprechen. Die Figurenbilder haben einen so ausgeprochenen monumentalen Zug, daß man unwillkürlich an Marées denkt.

Das Spitzweg-Kabinett ist eine entzückende Abwechslung. So viel Schönheit ist hier in Farbe gebannt. Auf kleinster Fläche eine Fülle von Grazie. Dabei eine Malerei, die uns imponieren muß, ganz unboreingenommen, mit deutlichem Sinn für die Licht- und Lustererscheinungen. Zugleich sieht man hier den prachtvoll unbefangenen Naturbeobachter Jearnley (1802—1842), dessen Strich so impressionistisch wirkt! Auch Hausmann (1825 bis 1896) verdient genannt zu werden. Er hat einen ausgeprochenen Sinn für den weichen Ausgleich der Farben. Er malt Kardinal und Mönche in der Kirche, auf Bänken sitzend, ganze Reihen nebeneinander. Aber man denkt nur an die feinen Farbenharmonien der Gewänder, man vergißt ganz den Stoff.

Stuttgart macht einen derben, festen Eindruck als Ganzes. Es hat in Schulz seinen besten Vertreter, einen frischen Landschaftler, der die Sonne auf grünen Wiesen liebt.

Frankfurt hat viel intime Kunst. Interieurs, Gassen, alte Stadtwinkel. Burgers graziose Generekunst, der Landschaftler Burnig und der Tiermaler Schreyer sind zu nennen.

In Weimar ist man überrascht, einen Landschaftler wie Buchholz zu finden (1849—1889). Er malt Naturimpressionen von einer Helligkeit in den Tönen, wie wir sie jetzt als Errungenschaft der Moderne betrachten. Buchholz wurde erst vor kurzer Zeit entdeckt. Er mußte verhungern, da seine Zeit nichts für ihn übrig hatte. Auch Weisberger ist zu nennen, der so leicht in den Farben ist, ebenfalls Landschaftler.

Den Abschluß macht ein Schwind-Saal (1804—1871), in dem die entzückende „Morgenstunde“ hängt, die als Malerei wie als Empfindungsausdruck gleich wertvoll ist. Wir brauchen nur dies eine Bildchen zu haben, das so voll von sanften Farbenharmonien ist, und wir wüßten, ein wie feiner Künstler Schwind war. Von dem Märchen-Schwind legen andere Bilder Zeugnis ab, vor allem der Zylus „Die sieben Raben“, die die ganze Welt des Märchens in Farbe umsetzen. Hier sind auch treffliche Porträts von Steinle zu sehen. — Ernst Schur.

Kleines feuilleton.

ok. „Schwäbisches in Schillers Sprache“. Nichts ist mit dem Wesen des Menschen so untrennbar verwachsen, wie die Sprache des Heimatbodens, dem er selbst entprossen ist. Warum sollte es einem Schiller oder Goethe möglich gewesen sein, ihre Muttersprache abzutreiben? Man mag in geistiger oder künstlerischer Hinsicht noch so viel Ringe der Entwicklung durchlaufen haben — die Natur verleugnet sich nie. Bei der Feier von Goethes 150. Geburtstag wurde auch wieder die Frage erörtert: ob der Olympier das mitteldeutsche Idiom oder den Frankfurter Dialekt gesprochen habe. Selbstverständlich fehlte es nicht an dokumentarischen Nachweisen, daß das letztere der Fall gewesen sei. Anlässlich der Wiederkehr des 100. Sterbejahres Friedrich Schillers stieß man auf ähnliche Erörterungen. Man wußte es ja längst, und der eigene Sohn des großen Dichters, der württembergische Oberförster Karl von Schiller hatte es schon 1839 bestätigt: sein Vater war sein Lebtag ein echter Schwabe geblieben. Wer die Fähigkeit der süddeutschen Volksschaften im Festhalten des angeborenen Besitzes genau kennt, wundert sich über jene Tatsache nicht. Im Reichtum der Kultur, die in Süddeutschland viel älter ist als in Norddeutschland, liegt das Rätsel beschlossen. Was Friedrich Schiller angeht, so mag auf die berühmte Rede hingewiesen sein, die Jakob Grimm 1859 anlässlich der Schiller-Feier gehalten hat. Neues war es also für den Literaturkenner kann, was Professor Otto Güntter aus Stuttgart in seinem vorgestern abend im Berliner Zweigverein des Schwäbischen Schillervereins vor einer zahlreichen Zuhörerschaft im Theateraal der hiesigen Hochschule für Musik gehaltenen Vortrage zum besten gab. Insofern jedoch, als ein Schwabe sich über seinen berühmten Landsmann verbreitete, bot der Vortrag besonderes Interesse. Das Thema war rein philologisch gefaßt und fuhte in der Hauptsache auf Spezialforschungen des schwäbischen Gelehrten Professor Maiber. Als Schiller 1792 nach Mannheim gekommen war, hatte er sein zweites Drama, den „Fiesko“ mitgebracht, um es dort im Theater vor den Schauspielern zu lesen. Diese Leseprobe fiel gänzlich unglücklich aus. Warum? Schillers schwäbische Aussprache und seine Art zu deklamieren veränderten den Mißerfolg. Der Dichter ist auch nie aus seiner heimatlichen Mundart herausgekommen, selbst dann nicht, als er schon lange Jahre in Mitteldeutschland und Weimar verbracht hatte. Karoline von Wolzogen, der Schauspieler Genast u. a. haben darüber mehrfach authentische Mitteilungen gemacht. Die besten Beweise, daß Schiller Schwabe geblieben, lassen sich jedoch aus seinen Werken selbst schöpfen. Seine ersten Gedichte und

Dramen sind besonders reich an solchen. Er bediente sich eben der Sprache seiner Zeit. Schubart und andere Dichter des Schwabenlandes waren für den jungen Schiller in erster Linie vorbildlich gewesen. Die oberdeutsche Schriftsprache stand damals noch mehr als heute im unglücklichen Kontakt mit der gesprochenen. Bei Schiller läßt sie sich nach dreierlei Richtungen verfolgen: in Laut, Wortform und Wortschatz. Gemäß dem Umlaut des *i* in *u* im schwäbischen Idiom schreibt Schiller beispielsweise „Müden“ statt „Müden“ und reimt darauf „druden“ statt „drücken“; ebenso schreibt er „zuden“ statt „zücken“, „nügen“ statt „nützen“, „Rube“ statt „Rübe“, „glaubig“ statt „gläubig“, „schwägen“ statt „schwägen“, „Hut“ statt „Heut“ usw. Wortformen in der Vergangenheit, wie die Reimworte „schwamm“ auf „nahm“, „floß“ auf „Schuß“, „überall“ auf „Qual“, „Dienst“ = „Gewinnst“, „ist“ = „entwist“ u. v. a. sind bei ihm häufig zu finden. Desgleichen konnte er entsprechend dem Gleichlaut von *ö* = *e*, *i* = *a*, *i* = *ü* im Schwäbischen Reime wie „bethörend“ = „verzehrend“, „wirft“ = „Fürst“, „wild“ = „gefällt“, „schweigen“ = „zeugen“, „Höh“ = „See“, „Finger“ = „Sänger“, „hängt“ = „zwingt“, „Hände“ = „finde“, „lenkt“ = „verdient“, „Menge“ = „Dinge“ usw. als rein betrachten und gebrauchen. Ähnlich steht es mit den Silben „in“, „an“, „en“; „eindrängen“ statt „drängt“, „Willkomm“ = „herum“, „kommen“ = „brinnen“ und umgekehrt. Selbstlauter und Nebenstille, zum Beispiel das tonlose „e“ läßt Schiller in Vers und Prosa häufig weg. Desgleichen unterdrückt er Vokale: „toig“ schlagen, „g“ kommen, „worden“, statt „geworden“; andere Wörter behandelt er als einsilbige, z. B. „Feur“ statt „Feuer“, „theur“ statt „theuer“. Mit den Konsonanten „b“ = „p“, „d“ = „t“, deren Verwechslung eine Eigentümlichkeit des schwäbischen Dialektes bildet, verfährt Schiller natürlich nicht anders; er schreibt „Bursche“ statt „Bursche“, reimt „Berg“ = „Berl“, „Nordfort“ usw. Außerdem kann man — auch ein schwäbisches Kennzeichen — zuweilen eine Versetzung von Geschlechtswörtern bei dem Dichter wahrnehmen; so schreibt er „wegen dem Ballenstein“, „der Chokolade“, gebraucht „gern“ im Komparativ und Superlativ, „röthlich“ statt „rötlich“, „länglichst“ statt „länglich“, spricht „Tage“ statt „Tage“, „Kameradin“ statt „Kameradin“ und hängt den Worten in der Mehrzahl gern ein „er“ an: „Parlamenten“, „Billetten“, „Sender“. Ein reiches schwäbisches Erbgut findet sich im Wortschatz Schillers, wie z. B. „gerennt“, „errathet“, „brennte“, „erweißt“ statt „weiß“, „wo als“ (immer) einer dem andern, „der Baden“ = „Wange“, „Abstreich“, „Aufstreich“, „Gube“ = Sohn oder Knabe (häufig angewendet in den Räubern) und der „Jungfrau von Orleans“. Anstatt „da irrst du dich“ sagt Schiller „da brennst du dich“; statt zusammenschrumpfen „zusammenschmurren“, „Gelust“ (Gelüste), „Gächter“ (Krämpfe), „glosten“ (glimmen), statt in Grund und Boden „Grundsboden“, „heben“ statt „haben“; ferner „siedig“ (siedend), „gichterisch“ (krampfhaft), „gehen“ statt laufen, „springen“ statt laufen, „hüpfen“ statt „springen“, „Maul“ statt Mund, „plumpf“ (plump), „Schlamp“ (Schlepp), „schmollen“ (lächeln), „Schmuppen“ (Schmupfen), „verträcht“ (ausgeplaudert), „wirklich“ statt gegenwärtig, „zündeln“, „zündeln“ statt leuchten, „wüßt“ (häßlich), „zwirbeln“ (herumdrehen).

Doch genug der Beispiele. Auf einen Nachweis schwäbischer Spracheneigenheiten aus Schillers Diktion ging Professor Günther nicht ein; und doch ließe sich auch hier gerade manches feststellen. Die starke Wirkung der Schillerschen Sprache aber beruht, wie der Vortragende treffend bemerkte, hauptsächlich darin, daß sie durchsetzt ist vom Idiom seines Heimatlandes, daß sie Worte und Laute mischt, die die trockenere Sprache des Norddeutschen beleben. Reicherem Wortschatz, sagte schon Grimm, hat Goethe; aber in der vollstimmlicheren Verwertung älterer Formen hat Schiller kaum seinesgleichen.

Direkt von der Kirche. Ueber eine Wiener Gerichtsverhandlung berichtet das Wiener „Ertrablatt“ unterm 7. Februar: Die unversehrliche Victoria Schöleber lebte mit dem Bauzeichner Josef Künast einige Jahre im gemeinsamen Haushalt; dem Verhältnis entsprangen vier Kinder. Als dem Mann das Verhältnis bereits zu lange gedauert hatte, nahm er sich eine andere Geliebte, die Anna Stangl. Die Verlassene geriet darüber in die größte Aufregung, und es gab manche Szene. Vor einigen Wochen besah sich Künast mit seiner neuen Liebe in seiner Wohnung. Da klorrte das Fenster, die eingeschlagene Scheibe fiel zu Boden, und das Liebesidyll im Zimmer war gestört. Die verlassene Geliebte, die an dem Oberlicht des Gangfesters sichtbar wurde, hatte auf diese Weise Rache genommen. Deshalb zur Verantwortung gezogen, war die Angeklagte gestern geständig. Sie gab an, sie habe sich in der größten Aufregung befunden, da Künast sie mit den vier Kindern sitzen ließ und mit einer anderen anfing. Als Zeugin wurde nun Anna Stangl aufgerufen.

Richter: „Sie heißen Anna Stangl?“
 Zeugin (mit einem triumphierenden Blick auf die Angeklagte): „Ich heiß' Anna Künast.“
 Richter: „Wieso? Sie sind doch nicht seine Frau!“
 Zeugin (mit einem Seitenblick auf die Angeklagte): „Seit heut' früh bin ich seine Frau! Wir kommen direkt von der Kirche!“
 Angeklagte (auffahrend): „Was? G'heirat' hat sie? Alles ar, um mi' z'ärgern!“

Zeugin (böshaft): „Freilich! Justament hab'n mir uns trau'n lass'n und g'tad kommen mir von der Kirchn!“

Angeklagte: „So a Gemeinheit! I hab' die Kinder und sie heirat' er!“

Zeugin (höhnlich): „Na, I h'n a wird er heiraten, haben's glaubt!“

Die Angeklagte konnte sich noch lange Zeit nicht beruhigen. Der Richter machte der bewegten Szene ein Ende, indem er die Angeklagte zu 24 Stunden Arrests verurteilte. Das junge Paar begab sich sodann zum Hochzeitschmaus.

on. Der Schneeschuh. Im allgemeinen wird jetzt zwischen Ski und Schneeschuh nicht mehr unterschieden, obgleich beides ursprünglich nicht dieselbe Bedeutung gehabt hat. Der aus dem Norwegischen stammende Ski (der Norweger spricht das Wort wie Saji aus) ermöglicht eine leichte, gleitende Bewegung, wie die eines Schlittschuhläufers auf dem Eise, die verhältnismäßig wenig Anstrengung erfordert, wenn der Schnee tief und weich genug ist. Mit dem eigentlichen Schneeschuh dagegen ist nur ein ziemlich mühsames Gehen möglich. Die Schneeschuhe sind so breit, daß sie den Träger zu einem recht unbehaglichen Spreizen der Beine zwingen, namentlich wenn er von untergesetzter Statur ist. Der Ski dagegen ist bekanntlich sehr schmal und bietet vermöge seiner Länge doch eine größere Berührungsfäche mit dem Schnee als der mehr nach der Art eines Ballschlägers geformte Schneeschuh. Der Ski besteht aus einem schlanken Streifen von hartem elastischem Holz, gewöhnlich Eschenholz, von 8–9 Fuß Länge. Die Breite ist nur um ein Geringes größer als die der Sohle des Fußes, und die Dicke übersteigt an keiner Stelle die Stärke von einem Zoll um einen wesentlichen Betrag. Nach vorn verengt er sich zu einer Spitze, die aufwärts gebogen ist, während das hintere Ende in ähnlicher Weise, aber in geringerem Grade, abwärts gekrümmt ist. Ein geübter Schneeschuhläufer kann auf ebenem Grunde bequem 8 bis 10 Kilometer in der Stunde zurücklegen, erreicht aber beim Abwärtsfahren weit größere Geschwindigkeiten. Eine Fortbewegung von 30 bis 40 Kilometern, auf die Stunde berechnet, wird unter günstigen Verhältnissen nicht als übertrieben betrachtet. Eine so schnelle Bewegung auf einer nachgiebigen Fläche, unter der sich ungeheure Hindernisse befinden können, ist selbstverständlich nicht frei von Gefahr. Immerhin sollen in Norwegen die Skis allgemein benutzt werden, sogar von Kindern beim Gang zur Schule und von Postboten auf ihren Rundgängen. Dort sind Unfälle angeblich äußerst selten, wenn nicht ganz unbekannt, aber in anderen Gebieten ist leider ziemlich häufig von solchen zu hören. Ohne Zweifel trägt die große Höhe der Schneedecke, die im Winter die ganze skandinavische Halbinsel bedeckt, sehr wesentlich zur Sicherheit des Schneeschuhlaufens bei. Je tiefer der Schnee ist, desto geringer ist nämlich auch die Gefahr von unsichtbaren Hindernissen, und wenn auch zuweilen ein Sturz vorkommt, so geht er in der Regel gut aus, weil eben alles gleichmäßig mit Schnee gepolstert ist. In den Alpen sind tödliche Unfälle beim Schneeschuhlaufen in größerer Zahl vorgekommen, namentlich im Gefolge von Lawinstürzen.

Humoristisches.

- Auch ein Erfolg. „Haben Sie mir der „Gedächtnislehre“, die Sie sich kauften, einen Erfolg erzielt?“
 „Wis jetzt habe ich mir nur gemerkt, daß sie 20 Mark gekostet hat!“ —
- Ein Müllerl. „Nun, Herr Lämmchen, wie geht's im Ehestande?“
 „Sehr schlecht! Ich darf nicht mehr rauchen, keinen Wein, kein Bier trinken — und ausgehen darf ich auch nicht!“
 „Da werden Sie die Heirat schon recht bereut haben?“
 „O nein — bereuen darf ich auch nichts!“ —
- Unnötig. Agent einer Buchdruckerei (zum Wirt einer Sommerfrische): „Wollen Sie sich nicht ein Beschwerdebuch zulegen?“
 Wirt: „Braucht's nicht! So feine Gäst', die sich beschweren, verkehren bei uns gar nicht!“ —
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

- Ein Dichter als Erbe. Ein vor kurzem verstorbener Brünner Fabrikant hat, wie der „Mährisch-schlesische Korrespondent“ meldet, den ihm befreundeten Dichter Philipp Langmann in seinem Testament mit einem Legat von 50 000 Kronen bedacht und ihm überdies seine ganze Wohnungseinrichtung vermacht.
- Tittels Oper „Cesare Borgia“ hatte im Stadttheater zu Halle einen starken Erfolg.
- t. Für das neue internationale Gebirgs-Laboratorium, das auf Vorschlag des italienischen Physiologen Professor Angelo Mosso auf dem Gipfel des Col d'Allen, 3000 Meter über dem Meerespiegel, angelegt werden soll, ist der Grundstein gelegt worden. Zu den Kosten der Errichtung haben Deutschland, Oesterreich, Italien und Belgien Beiträge geliefert. Voraussichtlich wird die Anlage im Jahre 1907 vollendet sein und im Jahre 1908 für Männer der Wissenschaft aller Nationen eröffnet werden.